



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bacchen und Thyrsosträger.

Roman von August Viemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Siebentes Kapitel.

In den Abgrund.

Bist du zu feige,
Derjelbe Mann zu sein in That und Mut,
Der du in Wünschen bist?



ährend für Ephraim der Sommer in Heidelberg unter Liebe und Philosophie verlief, brachte er Alfons finstere Gedanken und eine immer trübere Stimmung. Er konnte sich über den Verlust der Sängerin nicht beruhigen, verfolgte den Prinzen mit brennendem Haß und grübelte beständig über dem Geheimnis, das seiner Überzeugung nach der Verbindung dieses ungleichen Paares zu Grunde lag. Mehr und mehr befestigte sich bei ihm der Argwohn, daß ein Zusammenhang zwischen dem Hause Lovendal und der Spanierin bestehen müsse, und daß der Prinz durch derartige Rücksichten bewogen werde, seine Standesvorurteile beiseite zu setzen. Es war doch unmöglich, daß der Prinz ohne irgend eine besondere Veranlassung sich entschlossen hatte, eine Theaterprinzessin zu heiraten, die er bis jetzt nur mit höflicher Ironie und spöttischer Verehrung behandelt, der er den Hof lediglich deshalb gemacht hatte, weil sie Mode war und weil er sich langweilte. Alfons hatte das ganz genau beobachtet und war oft indignirt gewesen über den Ton, den der Prinz ihr gegenüber anstimmte und der für die Spanierin gleichwohl nichts auffälliges zu haben schien. Es war ihm klar, daß irgend etwas Merkwürdiges geschehen sein müsse, um eine solche Wendung herbeizuführen.

Und immer wieder fiel ihm die sonderbare Szene mit dem Araber im Allianzklub ein, die Behauptung des Arabers, sie habe ihm das Halsband auf Cuba entrisfen, die Besessenheit seines Veters Amadeus, an der Vernehmung

des Dolmetschers teilzunehmen, und die Verschwiegenheit der Spanierin, sobald er auf ihre Jugend und ihre Familie zu sprechen kam. Er entsann sich, gehört zu haben, daß vor langer Zeit ein Bruder des großen Bankiers auf Cuba sammt seiner Familie ermordet worden sei, seine Mutter bestätigte ihm diese Thatsache, und schließlich fiel ihm die auffallende Ähnlichkeit der Spanierin mit seinem verunglückten Vetter ein.

Alle diese Momente erweckten eine so starke Vermutung des wirklichen Thatbestandes in ihm, daß er den Rechtsanwalt besuchte, welcher die Sängerin in der Klage des Arabers vertreten hatte, und diesen unter dem Vorwande eines Auftrags ihrerseits in ein Gespräch zog, welches ihm die Gewißheit gab, sie sei eine Lovendal. Denn indem er voraussetzte, sie führe diesen Namen mit Recht, und indem er von ihr als einer gebornen Lovendal sprach, veranlaßte er den Rechtsanwalt, ihm mitzuteilen, daß Chepa de Molini allerdings von dem Kläger unter dem Namen Lovendal angeschuldigt sei, daß sie aber durchaus bestreite, so zu heißen. Dies genügte ihm, und er versuchte nun, mit Hilfe seiner Mutter herauszubekommen, inwiefern diese Entdeckung voraussichtlich von Einfluß auf die erhoffte Erbschaft sein könne.

Frau Clara war im höchsten Maße aufgeregt, als ihr Alfons seine Geschichte erzählte. Sie sowohl als ihre Schwägerin Rahel hatten es sich nach Amadeus' Tode aufs eifrigste angelegen sein lassen, den armen Onkel Lovendal mit Beweisen ihrer Theilnahme zu überschütten und das Band der Verwandtschaft, welches sich hauptsächlich durch Amadeus' Schuld sehr gelockert hatte, nunmehr wieder fest zu schlingen. Aber der alte traurige Mann ward durch diese Zärtlichkeitsbeweise gar nicht gerührt. Ja er schien einen förmlichen Widerwillen gegen die Kondolenzbesuche seiner Verwandten zu hegen, und er legte sich nicht den mindesten Zwang auf, ihnen dies zu zeigen.

Geh jetzt fort, Rahel, und du kannst auch mit fortgehen, Clara, sagte er einmal, als Rahel ihm die Versicherung gab, nie und nimmermehr würde sie ihn in seiner Einsamkeit im Stiche lassen. Er behandelte seine Verwandten mit einer ruhigen, sanften Grobheit, die diesen keine Spur einer Hoffnung ließ, wenn sie geglaubt hatten, sein Herz werde unter den erwärmenden Strahlen ihrer Sympathie zerthauen.

Dies hatte Frau Clara auch bis jetzt abgehalten, vom Onkel Lovendal die zweitausend Thaler für Alfons zu erbitten.

Als sie nun von der cubanischen Nichte hörte, geriet sie ganz außer sich, und ihr einziger Trost war, daß doch augenscheinlich keine Annäherung zwischen Onkel Lovendal und der Spanierin stattgefunden hatte.

Im Gegentheil, die Sängerin hatte ihr Gastspiel nicht verlängert, sondern war nach Paris gereist.

Aber auch dieser Trost sollte ihr und ihrem Sohne genommen werden. Der Prinz war ebenfalls von Berlin abgereist, und nicht lange nachher war in

allen Zeitungen eine Notiz zu lesen, daß in der Kirche Ste. Madeleine in Paris die Trauung des Prinzen von Parolignac mit der gefeierten Sängerin Chepa de Molini stattgefunden habe. Unter den Anwesenden hatten sich der Herzog von Lasteurie, der Herzog von Beauchamp, der Herzog von Roseberry, die Grafen von Cadogan, Lescurer, Corfimi, Mastricola, Talleyrand, Drlowsky und Seillière befunden, auch der Baron von Rothschild, Herr Landauer und viele andre Mitglieder der höchsten Aristokratie, Finanz und Diplomatie. Die Herzogin von Lasteurie und ihre Nichte die Prinzessin von Parolignac hatten schwarze Kostüme getragen, welche an Glanz mit dem pfauenfarbigen Seidenkleid der Herzogin von Beauchamp rivalisirten. Die Braut selbst war ganz in weiße Seide gekleidet gewesen, über die ein rosenroter Schimmer ausgegossen war, wie über das zarte Weiß der Blätter einer sich rötenden Rose. Eine reiche Spizengarnitur hatte das schöne Kostüm geschmückt, welches durch einen zierlichen Kranz von Orangenblüten und durch einen ganz durchsichtigen feinen Schleier vollendet worden war.

Dieser Mitteilung, welche schon nicht sehr erfreulich auf Alfons wirkte, folgte eine andre von noch unangenehmerer Färbung.

Der Prinz von Parolignac, so hieß es, suche jetzt bei der königlich sächsischen Regierung die Genehmigung zur Gründung eines Majorats nach, dessen Mittelpunkt das Schloß Lissa bilden solle, während rundum ein für fünfundsanzig Millionen Mark angekaufter kolossaler Grundbesitz die ehemalige Grafschaft Lissa um das zehnfache ihres Flächeninhalts erweitere. Dieser ganze Grundbesitz solle unter dem Namen „Baronie Lovendal“ ein dem jeweiligen zweiten Sohne des Chefs des Hauses Parolignac erb- und eigentümlich zugehören, während dem ältesten Sohne Rang und Titel eines Reichsfürsten von Parolignac sammt den Besitzungen in der Normandie zukämen. Der Prinz Meriadec, jetziger Chef des Hauses, werde als dritten Titel den eines Barons von Lovendal annehmen, in Gemäßheit eines Abkommens mit dem kinderlosen Chef des Bankhauses Lovendal. Das Schloß Lissa sollte abgerissen, und an seinem Platz eine Burg im Renaissancestil aufgeführt werden, welche an Pracht die schönsten Schlösser Deutschlands übertreffen und den Namen „Burg Lovendal“ erhalten sollte.

Alfons las diese Zeilen mit finstern Schweigen, seine Mutter aber und Frau Irwisch machten sich in einer Flut von Thränen und Verwünschungen Luft. Es war ganz klar, daß es sich um eine Enterbung der Familien Irwisch und Stahlhardt zu Gunsten der hergelaufenen Nichte handelte.

Er hat ganz den Verstand verloren! rief Frau Clara. Diesem Prinzen von Parolignac, der die Ursache zu Amadeus' Unglücksfall gewesen ist, dem wendet er es zu. Wer weiß, es ist am Ende ein Komplott, und der Prinz hat ihm nur deshalb die wilde Bestie verkauft, um ihn aus dem Wege zu räumen. Und das sieht der alte Thor nicht ein. Aber er ist so verrannt in seinen ruchlosen Ehrgeiz und in seine alberne Eitelkeit, daß er schon zufrieden

ist, wenn sein Vermögen nur an einen vornehmen Mann kommt, und wenn sein Name an eine Burg geklebt wird und in genealogischen Stammbäumen fortlebt. Darüber vergiftet er seine lebendigen Erben, deren Onkel ihm in der Not geholfen und den Grundstein zu seinem Reichtum gelegt hat. Aber Gott wird ihn dafür strafen!

Alfons sagte kein Wort, aber seine gerunzelte Stirn und sein düster flammender Blick verkündeten den Sturm in seinem Innern.

Ist das ganz gewiß und wahrhaftig so, daß der Großvater den Grund zum Lovendalschen Reichtum gelegt hat? fragte er.

Ei, darauf will ich sterben, rief seine Mutter. Simons Vater war ein armer Jude, der mit dem Stock und dem Hasensarg auf die Dörfer ging, Simon selbst fing vor vierundfünfzig Jahren mit zehn Thalern an und mußte dreimal Bankerott machen, ehe er ein Bankiergeschäft gründen konnte.

Auch Frau Rahel bestätigte es. Sie ward vielleicht am härtesten von der Aussicht auf Enterbung getroffen. Sie war ganz zerschmettert von der Nachricht und begann von Stund an mit dem Kopfe zu wackeln.

Alfons ward noch von einem andern schmerzlichen Ereignis betroffen. Er erhielt die dienstliche Mitteilung, daß er nach Ablauf der bestimmten Zeit auf der Kriegsakademie wieder zu seinem Regimente zurückkehren solle, um die erworbenen Kenntnisse in der Front zu verwerten.

Ah! rief er, ich bin doch der Spielball der widrigsten Geschicke! Er brütete stumm drei Tage lang, dann erklärte er, seinen Abschied einreichen und nach London gehen zu wollen. Diesen Entschluß führte er auch zum Teil, trotz des Widerstandes seiner Mutter, aus. Er erbat und erhielt den Abschied.

Aber nach London reiste er vorläufig noch nicht. Er erwog einen düstern Plan.

Das Ding muß zur Entscheidung kommen, so oder so, dachte er. Was habe ich vom Leben? Wenn ich es nicht erreichen kann, so zu leben, daß mir das Dasein ein Genuß ist, so will ich lieber gar nicht sein. Aber ich werde es erreichen! Nur der Mensch, der auf halbem Wege stehen bleibt, geht verloren, wer aber keine Skrupel kennt, der kann haben, was er will. Und inwiefern sollte ich mir Skrupel machen? Will ich doch nur mein gutes Recht verfolgen. *Allo: vogue la galère!*

Er war in dieser Zeit viel in der Villa des Bankiers zu sehen, den er mit einer angenehmen, leichten Unterhaltung, wie sie ihm zu Gebote stand, zu erheitern suchte, und nicht ohne Glück. Der alte Freiherr hatte an dem lebendigen hübschen Großneffen immer Gefallen gefunden und gab ihm unter allen Verwandten von dieser Seite den Vorzug, obwohl Amadeus einem nähern Umgang hinderlich gewesen war. Jetzt nahm er einigen Anteil an an Alfons' Pläne, ein Geschäftsmann zu werden und versprach ihm Empfehlungen nach London. Von dem Prinzen Parolignac und der Sängerin Chepa vermied Alfons weislich zu reden.

Eines Abends nun im September packte Alfons einen kleinen Reisekoffer mit den notwendigsten Effekten, ließ ihn unbemerkt von seinen Eltern aus dem Hause tragen und nach dem Anhaltischen Bahnhof bringen, steckte seinen Revolver in die Brusttasche und fuhr hinaus nach der Villa, wo er zu dieser Zeit den alten Bankier allein in dem kleinen Arbeitszimmer zu finden gedachte, welches dieser sich im ersten Stock hatte einrichten lassen und welches ihm behaglicher war als das schön gemalte zu ebener Erde.

Die Diener, welche ihn kannten, führten Alfons ohne weiteres hinauf in dies Zimmer, wo der Bankier an seinem Schreibtisch saß und verwundert über den späten Besuch von der Zeitung aufblickte.

Alfons blieb zaudernd in der Thür stehen, das Herz klopfte ihm so mächtig, daß er kaum Athem zu holen imstande war. Er sah mit verschwimmendem Auge den Verwandten vor sich sitzen, der immer gütig gegen ihn gewesen war und den er nun im Frieden seiner Wohnung anzugreifen beschloffen hatte. Aber der Gedanke, daß es Feigheit sein würde, jetzt zurückzubeben, trieb ihn vorwärts.

Er bat mit stockendem Athem, die unpassende Zeit zu entschuldigen und setzte sich unmittelbar neben den Schreibtisch, dergestalt, daß er dem alten Manne jeden Ausweg aus der Ecke versperrte.

Ich komme deshalb so spät, sagte er, weil ich Sie allein zu sprechen wünschte, denn ich habe eine ernsthafte Sache.

Der Ton seiner Stimme klang heiser, und seine Augen glänzten fieberhaft, so daß dem Freiherrn ein unbehagliches Gefühl durch die Adern rieselte, als er den jungen Mann beobachtete. Er schob den Stuhl zurück, indem er unwillkürlich bestrebt war, einen andern Platz zu nehmen, aber Alfons ergriff mit einer hastigen Bewegung seine Hand und bat ihn, sitzen zu bleiben und ihn vollständig anzuhören.

Der Bankier gehorchte, denn es bemächtigte sich seiner mehr und mehr eine große Bangigkeit, und seine Phantasie malte ihm eine schreckliche Szene nach der andern aus, die reichen Männern in der Einsamkeit begegnet war. Er sah deutlich, daß Alfons nicht so war, wie sonst, daß eine fremde Gewalt ihn erfaßt zu haben und zu einem verzweifeltten Schritt zu treiben schien.

Was willst du denn? fragte er, indem er sich bemühte, eine ruhige Haltung anzunehmen, obwohl er merkte, daß das Blut aus seinen Wangen wich und die Knie ihm bebten.

Durch alle Zeitungen ging die Mitteilung, sagte Alfons, indem er den alten Herrn fixirte und allmählich in dem Bewußtsein, jetzt müsse er vorwärts, seine Ruhe wieder gewann, daß der Prinz von Parolignac die Sängerin Chepa de Molini geheiratet habe, und daß er mit Ihnen ein Abkommen über ein sogenanntes Majorat Lovendal getroffen habe. Ist meine Vermutung begründet, daß diese Sängerin Ihre Nichte ist, die Tochter Benjamins? Und daß Sie dieselbe zu Ihrer Universalerbin machen wollen oder schon gemacht haben?

Was geht das dich an? Was hast du mich darüber zur Rede zu stellen? rief der Bankier heftig. Ärger und Furcht stritten in ihm um die Herrschaft und setzten ihn in die größte Aufregung, so daß seine Lippen bebten und seine Hände unruhig hin und her griffen, bald nach der Zeitung, bald nach der Lehne seines Stuhles.

Das geht mich sehr nahe an, und ich glaube auch das Recht zu haben, Sie deshalb zur Rede zu stellen, sagte Alfons mit festem und ruhigem Tone. Sollte ich das Recht aber wirklich nicht haben, so würde ich so frei sein, es mir zu nehmen. Meine Familie ist zunächst zur Erbschaft berechtigt und hat das Geld sehr nötig, ich ganz besonders. Es thut mir ungeheuer leid, so reden zu müssen, aber ich bin in einer so desperaten Lage, daß ich mir nicht anders helfen kann. Ich frage in aller Bescheidenheit, aber auch mit unerschütterlicher Entschiedenheit. Mir sitzt das Messer an der Kehle, mein Schicksal treibt mich, Sie sind der letzte Hoffungsanker für mich.

Der Bankier erhob sich und wollte zu dem Klingelknopf eilen, aber Alfons hielt ihn, zwang ihn, sich wieder zu setzen und fuhr fort: Wir haben nur ein ganz ruhiges, vernünftiges Gespräch zu führen, und es braucht uns dabei niemand zu stören. Sehen Sie, Herr Großonkel und Baron, Sie sind ein vielfacher Millionär, ich bin ein armer Teufel und eigentlich noch weniger als arm, denn ich habe viele Schulden. Da ist es mir sehr fatal, daß das schöne Geld an einen fremden Prinzen kommen soll, namentlich wenn ich bedenke, daß meine Familie Ihnen erst zu dem Gelde verholfen hat, während Sie die damals geliehene Summe niemals erstattet haben.

Das ist gelogen, sagte der Bankier. Beihmal mehr habe ich deiner Familie zugewandt, als der alte Ephraim mir je geliehen hat.

Er schöpfte einigen Mut, als er den jungen Mann verhältnismäßig vernünftig sprechen hörte, und der Gedanke, Alfons sei verrückt geworden oder vielleicht total betrunken, verschwand wieder.

Wenn dem auch so wäre, fuhr Alfons fort, so stünde das doch noch nicht im Verhältnis zu dem ungeheuern Vermögen, welches Sie besitzen, und welches Sie nicht besitzen würden, wenn Ihnen mein Großvater nicht geholfen hätte.

Wer sagt das? Wer kann das wissen? rief der Bankier. Fleißige Leute und geschickte Leute machen immer Geschäfte!

Wir wollen darüber nicht streiten, sagte Alfons ruhig. Die Frage ist einfach die: Haben Sie das ganze Vermögen der Chepa zugeschrieben oder nicht?

Darüber werde ich dir nie und nimmer Rechenschaft geben, entgegnete der Alte.

Das konnte ich mir wohl denken, sagte Alfons, und dabei zog er den Revolver aus der Brusttasche und legte ihn vor sich auf das Knie, indem er zugleich den Hahn knacken ließ.

Unbeschreiblicher Schrecken durchzuckte den armen alten Mann beim Anblick dieser Waffe. Er wurde völlig bleich, seine Lippen färbten sich blau, und seine Arme fielen kraftlos an ihm herunter. Er glaubte fest, seine letzte Stunde sei gekommen, und eine finstere Nacht breitete sich um ihn aus. Er hätte nicht aufstehen können, selbst wenn er gewollt hätte, seine Knie waren vollständig gelähmt.

Der Anblick dieser Verzweiflung war so jammervoll, daß Alfons von Mitleid bewegt wurde und die größte Neigung verspürte, den alten Mann um Verzeihung zu bitten, den Revolver wieder einzustecken und davonzulaufen. Aber wiederum trieb ihn das Gefühl, es sei lächerlich und verächtlich, jetzt, nach solchem Vorgange und so nahe einer vielleicht glücklichen Entscheidung, zu wanken, zu weichen und den fast schon erkämpften Preis aufzugeben. Auch hielt er es für äußerst gefährlich, von seinem Vorhaben abzustehen, weil der alte Mann sich selbst wohl seine Furcht niemals verzeihen und deshalb alle Hebel in Bewegung setzen werde, um Rache zu nehmen. Er biß die Zähne zusammen und ging weiter. Gleichwohl versuchte er, den Alten wenigstens etwas zu beruhigen, indem er sagte: Sie haben nichts zu fürchten, diese Waffe ist nicht für Sie bestimmt.

Der Alte drehte ihm die glanzlosen Augen zu und begann wieder zu athmen. Was willst du denn damit? fragte er nach einer Pause.

Alfons beobachtete ihn und dachte bei sich, daß er diesen Mann doch vollständig richtig beurteilt habe. Niemals würde dieser Geldmensch, den die Furcht so weich machte, seiner schüchternen Bitte zugänglich gewesen sein.

Dieser sechschüssige Revolver, sagte er, das Instrument erhebend und die Walze drehend, ist mein letzter Trost, wenn Sie mich im Stiche lassen. Ich habe Geld nötig und ich möchte Sie bitten, mir die erforderliche Summe auf meine dereinstige Erbschaft vorzustrecken. Thun Sie das nicht, so schieße ich mir hier vor Ihren Augen eine Kugel vor den Kopf. Dann werden Sie es bereuen, hartherzig gewesen zu sein.

In der Flut von Gedanken, die durch des alten Lovendal Hirn wirbelten, war jetzt der Wunsch vorherrschend, Alfons möge so rücksichtsvoll sein, sich irgendwo anders totzuschießen, da die Welt doch groß genug sei. In unglaublicher Fülle strömten seinem Gedächtnisse Geschichten von Mordankfällen und Blünderungen, sowie Geschichten von solchen Fällen zu, wo Schießwaffen sich zufällig in verkehrter Richtung entladen hatten. Die Idee, daß dies Instrument in seiner Gegenwart abgeschossen werden sollte, war ihm äußerst unheimlich. Er stellte sich den jungen Mann vor, wie er vielleicht im letzten Augenblick sich eines Bessern bestimmen und die Kugel nicht auf sich selbst, sondern auf ihn, den alten Herrn, entsenden könne, oder wie er, getroffen und sterbend am Boden liegend, toll werden und mit einem zweiten Schusse sich am Großonkel rächen könne. Er hatte bereits die körperliche Empfindung eines kleinen fremden

Gegenstandes, welcher ihm den Bauch oder den Kopf durchbohrt hatte, und er sah sich von Ärzten umgeben, welche mit Sonden in seinem Leibe wühlten. Er hatte sein Leben lang eine solche Abneigung gegen Schießwaffen gehabt, daß ihm dies kurze dunkle blankpolirte Ding förmlich ein eignes Leben voller Tücke zu besitzen, ein Dämon zu sein schien, dessen Zuckungen man nicht vorher berechnen könne.

Wie viel Geld brauchst du? fragte er stöhnend und sich windend.

Eine Summe, welche mir ein völlig unabhängiges Leben sichert. Die Höhe dieser Summe überlasse ich Ihrer Großmut, doch würde ich mit weniger als dreißigtausend Thalern nicht leben können.

Der Bankier blickte ihn entsetzt an.

Es ist nicht möglich, daß er im Ernst spricht, sagte er bei sich. Er will mich nur einschüchtern.

Alfons, rief er empört, mit einer letzten Kraftanstrengung sich emporrichtend, verlaß mich und schäme dich deines unwürdigen Benehmens.

Aber Alfons hob den Revolver, und es war eine solche wütende Entschlossenheit in seinen Zügen zu lesen, daß dem Bankier die Überzeugung kam, es sei doch Ernst mit der Sache.

Halt! rief er, ich gebe dir das Geld.

Der Alte kramte in seinem Schreibtisch, und die Papierblätter zitterten in seinen Händen wie vom Winde bewegt.

Eine ungeheure Summe! sagte er lallend.

Sie scheint mir gering zu sein im Verhältnis zu fünfundzwanzig Millionen Mark, entgegnete Alfons ruhig.

Der alte Mann warf ihm einen Blick zu, der für immer in Alfons' Gedächtnis als ein Schreckbild eingegraben blieb, so voll von Zorn und Schrecken, Empörung und Vorwürfen, wie er nie den Ausdruck einer menschlichen Seele im machtlosen Kampf gegen die eigne Schwäche gesehen hatte. Aber er begab sich ans Werk, die verlangte Summe in Wechseln anzuweisen.

Es war eine angstvolle Szene auch für Alfons, als er ruhig dabei saß, während der Greis mit krampfhaft bebender Hand schrieb. Nun, da er am Ziel seines bösen Planes war, von dessen Gelingen er sich eine schöne glückliche Zukunft versprach, überfielen ihn Neue und Furcht. Alle guten Engel seines Innern, die ermahnenden Worte seines Vaters, die edeln Empfindungen seines Herzens bäumten sich gleichsam in ihm auf und wollten ihn fortziehen, ehe das Ende seine Schandthat krönte. Aber er verwies sich selbst zur Ruhe mit den falschen Schlüssen, die so manche verwerfliche Handlungen schon dem Thäter verkappt und verkleidet als Notwendigkeiten und entschuldbare Maßregeln vorgespiegelt haben. Er rief das Bild der Sängerin in seine Erinnerung zurück und stachelte sich zum Zorn auf gegen die Intriganten, die ihm seine Liebe und sein Vermögen, seine ganze Lebensaussicht geraubt hätten. Er spendete sich

selbst Beifall wegen seiner Klugheit und Entschlossenheit und sagte sich, daß der Schwimmer im Strom nach jedem Balken greifen dürfe, der ihm Rettung verspreche. Er stellte sich selber vor, daß er sein eignes Leben als Einsatz in das Spiel gebracht habe, und daß der alte Mann nur unter seiner eignen Erbarmlichkeit zu Boden sinke. Er leistete sich selber einen Eid darauf, daß er nur nehme, was sein Eigentum sei, wenn er die Trümmer des an den Prinzen verschleuderten Vermögens für sich in Sicherheit bringe. Er gedachte endlich der Größe der Welt und seines fernern hochfliegenden Planes und rief sich zu: Fortes Fortuna!

So erlangte er die kostbaren Unterschriften, barg die Wechsel in der sichersten Tasche, wandte sich ab von dem erbarmungswürdigen Anblick des Greises und floh eiligen Schrittes.

Dieser aber blickte, als sein Peiniger fort war, starr und scheu um sich, griff mit den Händen an die Stirn, athmete schwer, versuchte zu rufen, versuchte sich zu erheben, sank aber langsam zu Boden und blieb ächzend liegen.

So fand ihn eine Viertelstunde später der Kammerdiener, aufs lebhafteste erschrocken über die Lage seines Herrn. Er trug ihn mit Hilfe der andern Diener in das Bett, und es ward schleunig ärztliche Hilfe herbeigeholt.

Die erregenden Mittel des Arztes ließen den alten Mann nach vielen Bemühungen endlich die Augen wieder aufschlagen, aber auf die lange Lethargie folgte nun eine große Aufgeregtheit. Die sonst so klugen Augen rollten zielloß umher, und sinnlose Reden entströmten mit Lachen untermischt seinem Munde. Kein Schlaf stellte sich ein.

Auch am folgenden Tage trat in dieser traurigen Verfassung keine Besserung ein. Er kannte die Personen seiner Umgebung nicht mehr, und wenn auch zeitweise eine Erinnerung sich einzustellen schien, so war sie doch unklar, denn er verwechselte die begleitenden Umstände. Beständig fast redete er von Revolutionen und glaubte einen Mann vor sich zu haben, der ihn bedrohte. Er schrak zusammen, wenn man sich ihm näherte, und bat dann wieder, man möge ihn nicht verlassen. Dazu verlangte er Berichte über den Stand der Geschäfte, ging in den Zimmern umher und schalt auf den Arzt und die Diener, die ihn nicht wollten in die Stadt fahren lassen.

Von Tag zu Tag wiederholten sich zahllose Besuche und Nachfragen nach seiner Gesundheit, aber der arme alte Mann durfte keine Besuche empfangen, und die Nachfragen durften ihm nicht mitgeteilt werden. Ruhelos und schlaflos irrte er in den goldnen Gemächern umher.

Achstes Kapitel.

Falscher Liebe böses Ende.

Das Recht, mit unabweislich fester Hand,
 Setzt unsern selbstgemischten, gift'gen Kelch
 An unsre eignen Lippen.

Dem großen Finanzmann Irwisch glückten, seitdem er mit Lilli gebrochen, alle seine Pläne. Es hatte sich eine wilde Energie seiner bemächtigt, die ihn vor keinem noch so kühnen Unternehmen zurückschrecken ließ, und wenn er sich selbst fragte, woher er diesen Mut und diese Umsicht habe, so gestand er sich, daß ihm deshalb alles gelinge, weil es ihm vollständig gleichgiltig war, ob alles zu Grunde ginge.

Er verfuhr mit einer rastlosen Beobachtung der Verhältnisse und mit völliger Verachtung der Menschen, jeden Augenblick bereit, alles aufs Spiel zu setzen. Er führte Finanzspekulationen aus, die ihn hätten ruiniren können, die aber sein Vermögen und das seiner Bank in kurzer Zeit nahezu verdoppelten. Er hatte alle Angriffe, welche sich gegen ihn richteten, zum Schweigen gebracht. Alle wohlgesinnten Organe der Öffentlichkeit erklärten sich für ihn, glänzende Schriften zu seiner Rechtfertigung erschienen, und seine Gegner wurden unter dem Gewicht der öffentlichen Meinung völlig erdrückt.

So lag er nun eines Morgens, dieses günstige Resultat überdenkend und die Bilanz seines Vermögensausweises überblickend, auf dem mechanischen Ruhestuhl, der allen seinen Bewegungen gefällig und bequem nachgab, in seinem prachtvollen Bankbureau und starrte mit verstörtem Auge vor sich hin.

Dr. Irwisch konnte Lilli nicht vergessen.

Er hatte sich bezwungen und sie nicht besucht, weil er sich sagte, es sei klüger so, und weil er sich vor ihr fürchtete. Er hatte sie selbst dann nicht besucht, als der Prinz von Parolignac abgereist war und die Nachricht von dessen Vermählung bekannt wurde. Er wollte der Feindin nicht den Dolch in die Hand geben, womit sie ihn töten konnte. Er hatte viel versucht, sie zu vergessen, er hatte alle Mittel angewandt, die ihm bekannt waren. Er hatte zuerst alle Zerstreuungen aufgesucht, die für ihn noch Reiz zu haben schienen. Er war jeden Abend in Gesellschaft und trank Champagner im Übermaß. Er hatte sich eine neue Geliebte genommen, ein schönes, schwarzäugiges Mädchen vom Theater, mit einer hellen Stimme. Aber es half ihm nichts. Die Gesellschaften erschienen ihm fade, der Wein schmeckte ihm nicht mehr, das schwarzäugige Mädchen langweilte ihn, so sehr er sich Mühe gab, sie reizend zu finden.

Er hatte sich mit Eifer in die Politik geworfen, er blendete durch die Beredsamkeit, welche sein Seelenfieber ihm einhauchte, er spielte an der Börse das hohe Spiel, mit dem sich selbst die Roulettetafel und der Farotisch nicht vergleichen können.

Aber es half ihm nichts. Die Siege im Parlament boten ihm nur Verachtung derer, die ihm applaudirten, und an der Börse gewann er, bis ihm auch das Geld verächtlich wurde.

Er war eines Abends unter dem klaren Sternenhimmel stehen geblieben und hatte gedacht, wie elend es sei, sich so viel zu plagen auf der Erde, während dort oben unzählige leuchtende Körper von unermesslicher Größe die Unendlichkeit des Universums predigten. Er glaubte, seine Seele möchte wohl Erholung finden in Betrachtung dieser Schönheit und ließ ein Thürmchen von Glas oben auf sein großes, hohes Haus setzen, das er mit Teleskopen und astronomischen Werken füllte. Er engagirte einen Herrn von der Sternwarte, der ihm Unterricht gab, und mit dem er die Gestirne beobachtete.

Aber es half ihm auch das nicht.

Die Sterne zogen ihn nicht empor, sondern er zog sie herunter, wenn er ihre strahlenden Scheiben mit dem gelehrten Freunde betrachtete. Die Zahlen und Kreise machten ihm selbst den Himmel trivial.

Diesen Morgen nun überdachte er das alles und war in einer stillen Verzweiflung, als einer seiner Diener eilfertig und mit aufgeregtem Wesen hereintrat und ihm von Hause die Nachricht brachte, die gnädige Frau sei soeben ohnmächtig zusammengestürzt und gestorben.

Dr. Irwisch stand wie von einem elektrischen Schläge getroffen auf beiden Füßen.

Meine Frau ist tot? fragte er.

Sa, sagte der Diener.

Ist das gewiß?

Wir haben den Herrn Medizinalrat geholt, und der sagte, es sei nichts mehr zu machen.

Es ist gut, sagte Dr. Irwisch, melden Sie meiner Tochter, ich würde sogleich kommen.

Rahel tot! sagte er sich, als der Diener gegangen war. Ich hatte nie gedacht, daß sie sterben könnte.

(Fortsetzung folgt.)

